

Die sieben Tage der Heimkehr

Autor(en): **Lange, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **11 (1935)**

Heft 52

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-755606>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die sieben Tage der Heimkehr

VON HANS LANGE

Man entließ ihn vor Weihnachten. Er hatte eine Schuld begangen. Wir fragen nicht, welche — sie ist ausgelöscht, ist gesühnt durch die vielen Jahre, die er gefangen saß. Also mußte es eine große Schuld gewesen sein. Er wußte es selbst nicht mehr so recht; sie war ihm längst so vertraut geworden, daß er sich wie geborgen in ihr fühlte. Freilich, es gab einmal eine Zeit, da er fast an ihr zugrunde ging. Ob groß, ob klein — jetzt kann er sie nicht mehr an seinem Gewissen messen, das immer schwer trägt, wenn es allein ist. Sieben Jahre war es allein. Jetzt ist es zermürbt. Geläutert, meinte der Gefängnispfarrer, der ihn gestern besuchte. Reue hat er ja immer empfunden. Doch die Zeit ist jetzt um, das Urteil will, daß man ihn heute entläßt.

Noch diese letzte Nacht träumte ihm folgendes:

Ein Mensch war gestorben. Er wußte, daß dieser Mensch ihn etwas anging, aber sein Sterben hatte ihn doch nicht berührt. Nachher war plötzlich ein helles, unendlich weißes Licht aufgegangen, daraus ihm seine Mutter lächelnd und lieb entgegengrat. Auf einmal begriff er, wie der Tod ihr Schicksal war, von dem sie selber noch gar nichts ahnte. Er begriff es auf eine so helle, tiefe Weise, daß er in ein schütteres Weinen ausbrach. Darüber erwacht, spürte er, daß ihm Tränen die Backen hinunterrannen. Der Traum schwebte noch lange ganz nahe vor ihm. Und er weinte in der dunklen Zellennacht weiter, weinte, bis das Mutterbild wieder im Schlaf erlosch.

Am Morgen war ihm weich und leicht zumute. Der Direktor nahm ihn ins Gebet. Ein Mensch sprach zu ihm. Er sagte ihm alles, was das Gewissen auf neue aufwühlen mußte, aber er sagte es als ein Freund, der weiß, was ein Entlassener bedarf. Schon einmal hatte ein Mensch so zu ihm gesprochen, einer, der es auch gut mit ihm meinte. Damals war er noch schuldlos. Aber dann hatte er doch gefehlt, trotzdem sich jene Zerknirschung zur Reue erhob. Das war das Bitterste dieser Jahre. Nun muß wieder ein Mensch zuerst Mensch zu ihm sein, damit er die Freiheit ertragen kann. Aufrichtig, taktvoll und verstehend — so ist der Direktor. Er schenkt ihm aus seiner Tasche noch zwanzig Franken, von ihm aus tritt er den Start ins Leben an. Das Ziel ist sein Dorf in den Bergen, wo er einst eine gebrochene Mutter verließ. Ein Stern im Ungewissen jetzt, der ihn heimruft. Und wie ein Irrlicht ein anderer Mensch — ein Mädchen, das ihm einst Liebste gewesen ...

Als er die Treppe hinunterging, trug man gerade die große Weihnachtstanne herauf. Da kam schon das erste Heimweh. Am liebsten wäre er wieder umgekehrt ...

Es ist ein stiller Sonntagmorgen. Er möchte sich für das neue Leben noch einmal rein und bereit machen. Also geht er in die Kirche, an der er gerade vorbeikommt. Er schließt sich dem Strom der Menschen an, den ein mahnendes Läuten die Anhöhe hinaufzieht. Mitten unter ihnen ist er jetzt, aber sie treiben wie Puppen um ihn herum, die ihn nichts angehen. Der Pfarrer spricht über die Christusworte: Lieber eure Feinde. Seht, meine Lieben, so will es der Herr: Ihr sollt hingehen und euch demütigen vor ihnen, die euch weggetan. Auch er segnete die, die ihn gekreuzigt. Seid frommen Dankes voll, daß euch Christus, der Herr, geboren ward.

Dann spricht er noch lange über das Gebot: Du sollst Vater und Mutter ehren.

Er geht vor der Zeit hinaus. Diese Worte tun ihm nichts an ...

Er möchte die Lebensleere ausfüllen, die noch in ihm ist. So taucht er in den Trübel der Stadt hinab, wo es käuflich hergeht in den Magazinen, die heute allen offenstehen. Denn es ist genau sieben Tage vor Weihnachten. Das Leben um ihn ist noch wie ein starkes Licht, das ihn blendet. Es dringt noch nicht in ihn ein, dieses Licht, es macht ihn nur ruhelos wie ein gehetztes Nachtier. Seine Leere ist Fülle dagegen.

Er kauft sich ein Hemd. Das hat er nötig. Auf dem Festpapier, in dem es gewickelt liegt, schimmern viele kleine Tannenbäumchen. Und in der Mitte des Warenhauses steht eine riesige Tanne. Sie kommt ihm wie billiger Zunder vor, denn er denkt jetzt an jenen Baum, den man die Treppe hinauftrug ...

Er könnte jetzt in sein Dorf fahren, das Geld würde noch ausreichen dazu. Aber er tut es nicht. Er muß ihm schrittweise näherkommen, wie der verlorene Sohn, der die Heimat erst wie ein verbotenes Land umkreist, bis er in die Arme des Vaters fliegt. Er aber hat seine Mutter dort ...

Zu Fuß verläßt er noch gleichen Tages die Stadt.

Nun beginnen die Wandertage. Er bedarf ihrer, um wieder zu lernen, sicher über den freien Boden der Welt zu gehen. Kann er das, dann erst will er die Mutter wieder sehen. Sieben Jahre hat er nichts gehört von ihr, seine Sünde hat ihr Herz verfinstert. Ob es wieder hell werden und sie ihm verzeihen kann? Darum treibt es ihn umher, weil er es nicht weiß. Er muß noch Zeit gewinnen, muß Besinnung schöpfen auf alle Fälle. Vielleicht ist sie auch schon tot. Dann ist er allein mit seiner Schuld ...

Ach, diese Schuld — nun, da sie nicht mehr ummauert, lastet sie schon wieder wie ein Stein auf ihm. Die Mauern waren wie Mutterhände, die strafen und doch schützen. Es waren wissende Mauern. Die Welt kann nicht bergen, weil sie ahnungslos ist ...

Er möchte die Schuld zurücklassen. Fern liegt schon die Stadt, wo er Jahre mit ihr gerungen, bis sie sich endlich zusammen vertrugen. Aber er kann von ihr nicht fliehen, sie droht wieder im Gewissen, sie hebt sich ab wie ein Schatten in der weißen Winterwelt.

Ein Dorf an endloser Straße: hier beschließt er den zweiten, noch so schweren Freiheitstag.

Die Straße endigt einmal in der Heimat, hoch oben in den Bergen. Sie ist wie ein Seil, das ihn langsam dort hinaufzieht. Im Morgenlicht wandert er dahin. Auf beiden Seiten liegen unberührte, glitzernde Schneewiesen. Ihm ist heute leichter ums Herz. Er hofft, nun doch noch mit sich und der Welt auszukommen. Fast heiter grüßt er die Menschen, die auch Frieden mit ihm halten.

Er hat das Gefühl, einfach heimzugehen. Wie schön, wie winterstill ist auch das Land ...

In der Dämmerung führt die Straße lange Zeit durch einen Wald. Er erinnert sich, wie er einmal als Knabe mit der Mutter am späten Abend einen ähnlichen Weg ging. Damals fürchtete er sich vor den dunklen Stämmen. Phantasiegestalten verbargen sich hinter ihnen, vor denen er seine Augen in die Schürze der Mutter vergrub. Aber auch die Mutter hatte Angst, das spürte er damals deutlich. Sie konnte nicht schnell genug mit ihm wieder ins offene, hellere Feld kommen.

An das denkt er zurück wie an ein fernes Jugendglück. Da raschelt plötzlich etwas hinter ihm. Wieder zuckt er zusammen, wie er es damals getan haben mochte. Es ist eine Schneewächte, die herabfiel. Doch die Angst ist geweckt, freilich nicht jene Kinderangst. Und auch jene Mutter ist nicht bei ihm ...

Er läuft wie ein Verfolgter die Straße dahin, die einmal zu ihr hinführt. Ein Verfolger auch, der Kinder-schreck, der hinter den Bäumen hervorkam.

Er ist ein dunkler Geselle.

Unheimlich ist die Schuld ...

Heute saß er stundenlang an einem See. Warm quoll die Sonne herab. Eine große Wasserfläche ist immer etwas, vor dem alles Menschliche wesenlos wird.

Ganz klar sieht er nun alles gespiegelt. Aus dem dunklen Grunde herauf kommt noch ein Bild, das erst jetzt Ruhe und Weite hat. Auch Tiefe und Nähe. Denn dort oben wohnt noch ein Mensch, für den er heimkehren möchte ...

Der See ist wie die Seele, wenn eine leise zitternde Angst die schwimmenden Bilder kräuselt. Denn so windstill kann es nie werden, daß Hoffnung und Verzweiflung erstarren ...

Auf seinen Knien liegt eine Zeitung, in die sein Brot gewickelt war. Da ist die Rede von den Bemühungen der großen, hellen Welt, und da von den Taten der dunklen Nachwelt der Seele. Alles das ist schon getan und vorbei. Aber die Sühne hängt noch wie eine finstere Wolke in der Ferne.

Er zerreißt alles in kleine Fetzen. Nun tanzen sie auf dem gekräuselten Wasser ...

Noch eine große Strecke geht er diesen Tag.

Aus einem Schulhaus tönen helle Kinderstimmen ein Weihnachtslied an. Er kann fast nicht mehr weitergehen: Sie singen mit den gedehnten Vokalen und rauhen Halsakzenten seines Heimatkantons. Unheimlich nahe stehen schon die Berge. Sein Dorf kann nicht mehr weit weg sein.

Fünf Tage ist er jetzt unterwegs. Ein Pendel, das zwischen Gefängnis und Heimat dahinschlägt. Es fiel schon an der Tiefe vorbei — steil klimmt es wieder zur Höhe. Uebermorgen ist Weihnachten. Noch ist er fern genug, um das zu sehen und zu fühlen ...

Lange kämpft er für diese zwei Tage. Angstdämonen halten ihn wieder zurück. Er entreißt sich ihnen, indem er eine kleine Strecke mit dem Zug fährt.

Er hat kein Geld mehr, so sparsam er sich durchschlug. Zum Greifen nahe sind jetzt die Berge. Und ins Riesenhafte wächst wieder die Schuld ...

Am Abend geht er langsam hinter einer Baumfuhr her. Als sie wie ein gutes Schicksal abschwankt, hat seine Schuldflucht freie, unerbitlich gerade Bahn. Er flieht hin zur Stätte seiner Tat. Mit fast stehenden Schritten ... Die Nacht durchwacht er in einem Stall.

Zur Liebsten geht er nicht. Welche Mutterhände halten seinen Kopf ...

1000 Jahre Weihnachtsgeschenke

Wie das Weihnachtsgeschenk in die Welt kam — 125 Jahre mechanisches Spielzeug

Die ersten Mitteilungen über die Sitte, an Weihnachten Geschenke zu machen, finden sich in alten Pergamenten aus dem Jahre 900, so daß man annehmen kann, daß das Weihnachtsgeschenk rund 1000 Jahre alt ist. Damals wurden allerdings nur Kinder beschenkt, denn in Klostermanuskripten wird erzählt, daß am «Tage des heiligen Christ» die Kindlein mit «Innenen Häublein, Brüstlein, Nüßlein und Aepfeln bedacht worden seyen». Offenbar wurde dabei eine alte römische Sitte wieder lebendig. Das Weihnachtsfest war als Freudenfest angesehen worden, weil es in die Zeit der römischen Saturnalien fiel, die wohl im Volke noch in Sagen und Legenden bekannt waren. Schon im alten Rom wurde diese Zeit durch Geschenke gefeiert, die hauptsächlich für Kinder bestimmt waren. Auf den Märkten wurden sehr viel «sigillaria» feilgeboten, auf deutsch: Puppen, mit denen die kleinen Römerinnen spielten. Es war also wie heute. In den ersten christlichen Jahrhunderten wurde dieser Brauch, Kindern um diese Zeit — also zu den christlichen Weihnachten — Geschenke zu machen, absichtlich unterdrückt, weil die Kirche bewußt dadurch einen Gegensatz zum Heidentum und seinen Bräuchen herstellen wollte. Als aber das Christentum im Volke befestigt war, lebte dieser Brauch der Geschenke wieder auf. Vielleicht hatte man auch nur das Bedürfnis, am Christfeste die Kinder zu erfreuen. Erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts entwickelte sich im Schutze

der festen Burgen in den Städten zur Weihnachtszeit ein Markt, ein Zeichen, daß zu dieser Zeit schon die Sitte der Geschenke große Verbreitung gefunden hatte. Man stellte für diese Zwecke wahre Kunstwerke her, denn es gab noch keine Massenfabrikation. Diese «Weihnachtsmärkte» oder «Kindlein-Märkte» werden zum ersten Male von Christophorus Wagenknecht um das Jahr 1600 ausführlich geschildert. Zahlreiche Spielzeugsachen, Schmucksachen und Genußmittel wurden in hölzernen Buden zur Schau gestellt, und es entwickelte sich auf den Kindlein-Märkten ein lustiges Treiben. Es gab natürlich sehr viel billige Gegenstände, die eigens für den Weihnachtsverkauf von den Handwerkern hergestellt wurden. Eine gewaltige Umwälzung auf diesem Gebiete brachte die Erfindung eines französischen Matrosen namens Creuchet, der im englischen Gefängnis zu Normencroft gefangen saß. Er stellte zum erstenmal im Jahre 1810 mechanisches Spielzeug her und brachte es nach Frankreich. Es waren Puppen, die sich bewegen konnten. Sie waren ein gewaltiger Erfolg, denn alles wollte diese Puppen haben. Dann gelang es ihm, seine Puppen auch «Papa» und «Mama» sagen zu lassen. Er gab auch den Weg an, wie man diese Puppen in Massenfabrikation herstellen konnte, so daß die gewaltige Nachfrage befriedigt werden konnte. Damit war das mechanische Spielzeug geschaffen, und eine neue Epoche der Kinderspielzeuge nahm ihren Anfang.

K. G.